

„Weil wir nicht wagen, wir selber zu sein“

Über Gedichte, die nicht im Heft stehen

Vorbemerkung

In manchen langen Redaktionssitzungen lesen wir Gedichte, die uns geschickt wurden, und zwar viele Gedichte. Von diesen wird wieder ein Großteil nicht gedruckt und mit begründenden Briefen – die uns jeweils schwerfallen – zurückgeschickt. Kopien der Gedichte wandern in einen bestimmten Ordner. Die, die uns gefallen, werden gedruckt. Darüber fällt mir die Entscheidung nicht schwer: ich weiß meist, und die ändern auch, ob ich möchte, daß ein Gedicht ins Heft kommt, daß andere es lesen. Was mir zu schaffen macht, ist etwas anderes: die Verwirrung, die Verlegenheit, in die mich die nicht geratenen, die „schlechten“ eben, bringen. Gelegentlich war ich wütend über eine Lesezumutung, und manche Entdeckungen in besagtem Ordner fand ich spannend. Dieses Knäuel von Gefühlen will ich ein wenig entwirren; und zwar entlang von Beispielen. Ich bin übrigens nur Leserin von Gedichten; selber schreibe ich keine.

1. Kapitel

„schon lange wollte ich euch was schicken, traute mich aber nicht . . .“

„ich schicke euch hier einige Gedichte, die ihr, falls ihr Lust habt, abdrucken könnt. Wenn nicht, bin ich euch auch nicht böse.“

„ . . . weil ich hoffe, daß sie gelesen und – verstanden werden. Aber es ist sehr schwer, ‚Rufer in der Wüste‘ zu sein.“

„Ich bin überzeugt, daß es nicht nur mir so geht, deshalb möchte ich es anderen ebenfalls mitteilen.“

„Ich schicke euch einige Gedichte . . . damit sie viele lesen.“

(Aus Begleitbriefen)

„Eins – was ich schon lange mal sagen wollte.“ (Gedichtanfang)

„nun – was hast du dazu zu sagen?“ (Gedichtschluß)

Gedichte schreiben ist eine eher heimliche Tätigkeit, denke ich mir. Man erwirbt auch keine technische Qualifikation darin; trotzdem gibt es die professionellen Lyriker, die von Kunst leben, also auch deren Gegenteil: Laiendichter, die nicht im Hauptleben dichten, die deshalb nicht sicher sind; genauso viel Angst haben wie Lust, ihre Erzeugnisse zu zeigen und damit sich selber. Denn Gedichte und „innerste Seele“ gehören irgendwie zusammen. Daher die Scheu vorm Urteil. Ob das Vorweg-nicht-böse-sein aber nur vor der

Enttäuschung schützen soll, weiß ich nicht. Es kann darin auch die Gewißheit stecken, daß die eigenen Gedichte Wichtiges mitteilen können, auch Wiedererkennbares; und das Verstehen eben Sache der Leserinnen ist. Antworten

*Das weiß ich nicht genau.
Jetzt bin ich nur noch Mensch
und genieße es zu dichten.“*

Die Lust, diese Gedichte zu schreiben, entsteht also beim Herausspringen aus



sind erwünscht. Das verblüfft mich. Offenbar bin ich, wenn ich was schreibe, viel narzißtischer, viel mehr damit beschäftigt, mich mir selber im Schreiben vorzuzeigen. Meine Denk- und Formulierungslust geht vor allem zwischen mir und der bedachten Sache hin und her. Mein Weg nach außen scheint mir indirekter, uneingestandener.

Könnte es sein, daß die Frauen mit ihren Gedichten einen Umweg gehen; daß es sich häufig um verkappte Gespräche handelt, die ihnen direkt nicht möglich sind? Dieser Umweg interessiert mich.

2. Kapitel

„ich werfe das Buch weg
und schreibe
meine eigene
Geschichte“

„Bald wurde ich Mutter und Ehefrau;
doch ich brach aus!
Warum?“

jenem Zustand, in dem man sich seine Wunschgeschichte aus Büchern zusammenliest; in dem einen aus dem Spiegel eine „Mutter“, eine „Ehefrau“ ansehen. Sie hängt mit der eigenen Geschichte zusammen und ist die Lust, eben diese mit Sprache sich als „eigene Geschichte“ anzueignen. Ein bißchen auch die Lust, gewissermaßen gesellschaftlich Unnützes zu tun – ein noch höchst unsicherer Zustand und gewiß mißglückt ausgedrückt. Ebenso hilflos wie die in Prosa gewendete Aussage: „ich weiß nicht, warum ich ausbrach“, entstanden auch offenbar aus einem vermeintlichen lyrischen Kargheitszwang. So ohne zurechtrückende Nach- und Vorsätze – wie sie in einem Brief stehen würden – die erklären, erläutern, kriegt diese Behauptung mit der Herausgehobenen-Aura eine Bedeutung, die fast im komischen Widerspruch zum Inhalt steht. All die Zwischenschritte und Einzelgeschichten hätte ich mir gewünscht zu erfahren. Die rutschten leider raus zwischen den zusammen-

fassenden Formeln, die Individuelles ins allgemeine Verständigungs-Telegramm sperren.

3. Kapitel

„Der lange Weg zum Ich“

„Ich werde mich wiederfinden“

„Ich muß mich selbst finden“

„Daß ich mich gefunden habe, indem ich mich verlor“

„Frau sein“

„Kampf“

„Bedeutung der Geschlechtszugehörig-



keit“

„Versuche der Selbstfindung als Frau“
„weil wir nicht wagen, wir selber zu sein“

„aber ich werde versuchen, als ich selbst zu leben“

„ich steig aus“

„einen Tag ohne mich, ohne Kontakt“
(Gedichte-Titel)

Eine Zusammenfaß-Formel, die zur Gedichtform zu berechtigen scheint, heißt „Frau sein“, selbst werden. Wieder wüßte ich gern, was eigentlich dieses Kürzel jeweils meint. Ob etwa die Kopf- und Gefühlsgeschichten all dieser Frauen einander so ähnlich sind wie mein Mädchentagebuch dem so vieler anderer Mädchen? Oder ob die gleichen Wörter etwa unzureichende Hilfsbegriffe für ganz verschiedene Erfahrungen von Frauen sind, die ungewohnt sind, an Sprache zu arbeiten.

Und noch etwas wüßte ich gern: Ob die Immergleichheit der Formulierungen

vom neuen „Frau-Bewußtsein“ auch Ausdruck einer Unsicherheit sind (ich kenne das von mir; wenn ich einen Gedanken eigentlich nicht begriffen habe, bin ich auf immer dieselbe hochstapelnde Formulierung angewiesen)? Wie strapazierfähig ist eigentlich dieser Entdeckerstolz? Sind die Gedichte Überschußprodukte des frauenselbstbewußten Lebens? Ich denke eher, jene Wörter sind Beschwörungsformeln, die die neue Identität mit herbeisprechen sollen. Vorhandenes Bewußtsein muß sich nicht ständig selber nennen, auf sich zeigen mit starken Wörtern.

4. Kapitel

„Frau, laß dich nicht unterdrücken

... wehre dich dagegen, Objekt zu sein, erhoffe dir keine absolute Sicherheit innerhalb einer Mann-Frau-Beziehung.“

„ich weiß jetzt, was ich wert bin als frau. ich liebe frauen.“

„Schwesterchen ...

Gemeinsam

Hand in Hand

laß uns

die Berge heraufsteigen

hinabschauen

auf unser neues Land.“

„Kommt, Mütter, kommt heraus auf die Straßen.“

Noch lauter als der „Ich-Frau“-Stolz klingt der „Wir-Frauen“-Stolz. Da möchte man in Triumph gleich allen andern sagen, wie man sich fühlt, wo es lang geht, ihnen Schmerzen ersparen, gemeinsam doppelt glücklich sein. An die Sprachoberfläche geraten davon aber wieder nur die Formelkrücken, das gut gemeinte, schlecht verkürzte Programm aus Wörtern, die genauso zum Schnellverbrauch-Jargon leer geredet worden sind wie manche linke Sprache. „Unterdrückung“ und „Objektsein“ stehen der „imperialistischen Ausbeutung“ in zwischen in nichts nach.

Und übrigens – ich würde nicht so ohne weiteres alle Frauen mit „Schwesterchen“ anreden können. In den Gedicht-Himmel hinein läßt sich das gut sagen, aber einer wirklichen einzelnen Frau . . . ? Mir scheint, da sind die Wörter ein bißchen vorschnell; aus Freude darüber, daß zwei Frauen einander nicht im Wege stehen müssen, nicht die Luft nehmen, den Glanz (oder den Mann), sondern gemeinsam mehr sein und mehr machen können als allein.

5. Kapitel

„ich warte, daß sich was tut bei mir bei anderen
aber es tut sich nichts“

„du mußt was tun“

„die sonne über den hügein
will ich nicht
vergessen

ich will sagen
ihr tälér
weitet euch
aber die schichten
die verkrusteten
da wäre so viel
abzukratzen“

„es ist so weit
so weit
und nicht zu spät
das dunkle ist
wie ein sog
halte dich fest
am horizont“

„wüßte ich doch um den weg“
„ich will keine traute Zweisamkeit mehr“

„Einen Kokon spinnen,
dicht, undurchsichtig,
und an sich arbeiten.
Die Hülle sprengen,
sich entfalten,
und dann fliegen.“

Seltsamerweise prescht der neue Glücksmut immer auf großartigen schwergewichtigen Substantiven voran; meist sind sie dazu noch abstrakt (Treue, Hoffnung, Rolle, Anspruch, Angst, Beziehung, Objekt, Gewalt . . .). Und diese Köpfe stehen auffallend häufig auf höchst wackligen Verb-Beinen. Da sind ganz viele Verben, die gar keine Tätigkeitswörter sind, sie drücken Fühlenszustände aus – ich *sehne mich* – oder Seins-Zustände – dies oder das *ist* so – oder sie sagen: ich *will* etwas – oder im programmatischen Imperativ-Überschwang: *tu* dies und das! –

Dann gibt es die vielen Möglichkeits-Konjunktive – *wäre* doch dies oder das – und, für mich am bemerkenswertesten, lauter Infinitive. Das ist mir in anderen Gedichten noch nicht so aufgefallen. Ein Infinitiv ist ja die Verbgrundform ohne Person, die zu einer bestimmten Zeit etwas tut. Bei dem Beispiel „einen Kokon spinnen“ ergänze ich mir im Kopf „ . . . möchte ich“. Oder ich setze vor jeden Satz: „Ach, könnte ich doch . . .“ Die Infinitive halten – so scheint mir – einen Schwebestand zwischen Wunsch- und Wirklichkeitsform, zwischen Aktivität und Passivität. Das neue Gefühl traut sich noch nicht so recht ein Handeln zu; die Geschehnisse spielen sich noch im Kopf ab, als Probehandeln sozusagen; Schwanken zwischen vor und zurück, zwischen sagen und zurücknehmen in der „Zaghaftigkeitsform“.

6. Kapitel

„was liegt da in mir?
wo führt es mich hin?
was werde ich tun?
werde ich mich ändern?
warum weiß ich es nicht?
wann finde ich meinen weg?“

Come out

come out lesbenverlag arcisstraße 57
8000 münchen 40

neu

phoenix / bärbel messmer

VENUS IST NOCH FERN - unsere suche nach einer weiblichen astrologie

was kann astrologie für uns frauen bedeuten? das versuchen die autorinnen unter der mittlerweile völlig von männern beherrschten (und mißbrauchten) astrologie wieder hervorzuholen. ein anfang für jede frau, ihren eigenen zugang und bezug zur astrologie zu entdecken. dm 15,-

WITCH IS WITCH - (LP) - musik für frauen - chansons aus dem lesbenalltag

monika jaeckel (flying lesbians) und barbara bauermeister (lysisstrara) haben mit diesen liedern musikalische ideen verwirklicht, die sie bisher in die frauenrockmusik nicht einbringen konnten. die texte sind versuche, über unseren alltag zu sprechen. dm 18,-

LAUFENDE TITEL

gespräche mit lesbischen frauen 1 dm 12,-
sappho, lesbentheater münchen. dm 10,-

ERHÄLTlich IN ALLEN FRAUENBUCH-LÄDEN!

Frau

Ein Handbuch über Sexualität,
Verhütung und Abtreibung,
Körper und Krankheit,
Klimakterium und Alter.

Mit Fotos, Zeichnungen und
Karikaturen
300 Seiten · DM 19,80

Susanne Klippel

Schwarz
war ihr Haar,
die Augen wie zwei Sterne so klar

Frauen in St. Pauli

Susanne Klippel hat ihre Fotos und Texte
in Kneipen, Wohnungen und Straßen
von St. Pauli gemacht. Sie hat hingeschaut
und zugehört. Leben in St. Pauli:
es ist, wie es ist. 112 Seiten · DM 19,80

in der 3. Auflage:

Susanne Klippel · Emittie Meier

Lieber sich gegenseitig schimpfen, als krank heulen
60 Seiten ·
DM 9,80



Frauenbuchverlag

wie wird er verlaufen?
was wird geschehen?
wann werde ich weise?"

„ich schreibe Tagebuch – also existiere ich“

Der Verdacht liegt nahe, daß manche, nein, sehr viele „Gedichte“ sich in der Form mißverstehen. Die Frauen sind aus ihren bisherigen Lebensumständen – und das können auch Denkmstände sein – herausgesprungen oder herausgeschoben worden. Jetzt stehen sie im Freien und stellen sich selbst tausend Fragen. Machen einen Schritt, zögern, sind sich unklar, versuchen. Reden mit sich selbst, vergewissern sich ihrer Unsicherheit.

Ich habe in solchen Situationen viel Tagebuch geschrieben. Tagebuch schreiben an bestimmten Orten ihrer Lebensgeschichte eher Mädchen und Frauen. Meine Brüder und deren Freunde haben zur selben Zeit Gedichte geschrieben. Und ich bin fast erstarrt in wütender Achtung davor, wie selbstverständlich sie sich die öffentlich anerkannte literarische Form des Gedichts aneigneten; während ich „nur vor mich hin fühlte.“

Man kann das aber auch umgekehrt denken: wenn die stillschweigende Zuweisung von „sich mit seinen Gefühlen beschäftigen dürfen“ entlang der Trennungslinie der Geschlechter läuft, dann bleibt vielleicht Jungen und Männern bei diesem Tabu nur der Umweg über öffentliche Form und Sprache zu sich selber. Und ich glaube, viele „Privat“- und Tagebuchgedichte sind eine Mischung aus diesen beiden Möglichkeiten: sie sind Ausdruck eines selbstbewußten Anspruchs darauf, zur Kenntnis genommen zu werden – das Gewicht der Form soll das Gewicht des Inhalts erschleichen –; und sie sind ein Umweg. Sie umgehen die Anstrengung der Genauigkeit, weichen dem Neuen, noch Unvertrauten auch aus, indem sie an den alten bekannten Formeln Halt suchen.

In der Redaktion lesen wir die eingeschickten Gedichte einander ja vor, und manchmal ist im Hören gar nicht zu erkennen, daß es sich um ein Gedicht handelt; um mit Bedacht geordnete Sprache. Da soll wohl die Zeilenanordnung wie ein Strich mit dem Lineal Wichtiges hervorheben. Außerdem – wenn die Wörter erstmal auf dem Papier neben- und untereinander gereiht stehen, lösen sie einen merkwürdigen Respekt aus; als sei da aus einem selber etwas Erstes Bestes herausgeschlüpft, was nicht mehr angerührt werden darf. Als könne Arbeit – das Probieren und Feilen – die „Ursprünglichkeit“ nur zerstören.

7. Kapitel

„der fluß murmelt unter zweigen“

„gemeinsame Tränen
fließen durch den Rinnstein“

„auf deinen Lippen blühen
rote Rosen
die ich pflücke“

„Tränen . . .
die meine Wangen
hinunterperlen“

„bitteres Unkraut –
Wildes Gestrüpp
im
Garten der Hoffnung“

„im leck deiner gefühle
versendet dein blick im
friedhof der erstorbenen hoffnungen“

„der Gottlosigkeit
entspringt die Euphorie
und die Verbundenheit wächst“

„tödliches Schweigen“
„schwarze ausgebrannte Erde“
„kreisende Vögel des Todes“
„lautloses Schreien“

„kalte Angst“, „nackte Verzweiflung“,
„tausend Scherben“, „verstummtes La-
chen“, „seelenlose Stille“, „Gefängnis-
se“, „Kerker“, „Mauern“, „Zelle“.

Der Versuch, Halt zu finden, kann dann sehr schiefliegen. Denn das Erhoffte tun solche Formeln und Bilder für die, die schreibt, genau nicht: die Person und das, was sie meint, fallen aus ihnen heraus, und stehen bleiben diese hölzernen Hüllen, bereit zum automatischen Wiedergebrauch.

Nun ahnt man ja, daß immer dieselben Wörter schwerhörig machen. Und in der Angst, nicht gehört zu werden, ruft man noch lauter: die Bilder werden noch pompöser, die Wörter noch größenwahnsinniger, die Sätze noch abstrakter. Die Person aber rückt immer weiter fort von den Sätzen. Und steckt nicht auch eine heimliche Selbstverachtung in solchen auswendigen Megaphon-Formulierungen: Meine Erfahrung, mein Leben, scheinen mir zu klein, zu unwichtig, als daß ich davon laut in meiner eigenen Sprache sprechen dürfte; jemanden anderes damit belästigen könnte ohne die Verkleidung poetischer Übergoldungen.

8. Kapitel

„Grausamkeit der Kommunikation“

„kann mir niemand helfen“

„was ich brauche ist Liebe“

„es schützt mich das alleinsein“

„ich muß stark sein und so bleiben“

„ich weiß, ich bin nicht allein,
wenn es auch oft so scheint“

„jeder für jeden erreichbar
und dennoch durch Mauern getrennt“

„Ich gehe, fliehe
durch die dunkle Straße
als Frau
allein

in Männernacht“

„die leere der welt
hat meine flügel abgeknickt“

Wenn ich ganz verzweifelt bin, gelingt mir keine Art von Sprache mehr. Dabei möchten die Personen in den Gedichten so gerne reden, endlich mal von sich reden und jemanden finden, der zuhört. So wie Tagebücher Einsamkeitssprache sein können, so auch manche Gedichte. Ich ahne, daß einige Frauen ganz schrecklich allein sind und die Gedichte auch Hilferufe, aber als hingeschriebene Hilferufe vielleicht auch schon Überlebensformen, der erste Schritt heraus.

Je ausnahmsloser und düsterer die Bilder von Weltverlassenheit sind, desto eher habe ich allerdings den Verdacht, daß das Elend auch Stilisierung ist.

9. Kapitel

„Die Gedanken
der fremden Realität,
die andere für mich geformt haben
zersetzen die noch
übriggebliebenen Traumfetzen“

„meine
Lyrik
ist
keine
Poesie
aus
dem
Katalog
von A bis Zet.“

„Aber ihr werdet mich nicht bekommen
um jedes bißchen Glück werde ich
kämpfen wie eine Frau.“

Eine Stilisierung des Ich: gegen die andern, das Fremde, das Übliche, gegen alles eben.

Wieder entspringt offenbar die Be-rechtigung, ein Gedicht zu schreiben, aus einer moralischen Haltung, aus eben dieser Abgrenzungs-Selbstbehauptung. Damit schiebt sich die Vorstellung vom „guten Gedicht“ in die vom „guten Handeln“, von den „richtigen Sätzen“. Bewertet werden Standpunkte und Absichten. Die sind aber aufs Gedicht gar nicht angewiesen. Eher im Gegenteil.

10. Kapitel

„... Als Frau
stelle ich fest
hab ich mich immer zu wenig
mit den Spielen der Männer beschäftigt“

„Die Menschen
sollen friedlich
nebeneinanderstehen
wie die Bäume
im Wald.
Aber ist das nicht
eine
zu große
Illusion?“

„viele leben im niemandsland

aneinander vorbei
ich träume –
von einer welt
die liebe möglich macht
von einer zeit
der geschlecht nichts
menschsein alles bedeutet“

„das Bild der Familie
erscheint zerstört,
der Materialismus
verwischt die Farben,
hinterläßt schon
beim Ungeborenen Narben,
fühlend, daß es nicht dazugehört“

„die eis-seele
verfault in der lauen
gleichgültigkeit
die stumpfe wahrnehmung
japst nach belebender
wärme
ohne
chemie
oder
sonstigen
dreck“

„ungesungene requien,
sterbende schwäne
im nebel
der welt
RADIOAKTIV“

Solche Schlichteinteilungen der Welt in gut und böse stimmen so ja nicht, auch wenn sie ernsthaft empfunden sind. Da passiert das Merkwürdige, daß Gesellschaft nur auftaucht in archaisch-utopischen Bildern. Die selige Möglichkeits-Insel des Glücks, auf der alle Menschen einander lieben („wie Bäume im Walde“ möchte ich dabei allerdings nicht neben den andern rumstehen!), ist umbrandet von den Feinden, Krieg, Atombombe, Materialismus, kalter Vernunft, Umweltverschmutzung und Kommunikationslosigkeit. Das ist nicht, was man „politische Lyrik“ nennt, – die ich mir allerdings auch nur als quadratischen Kreis vorstellen kann, als Gesinnungspoesie. Was in diesen Gedichten befremdet, ist die Unterschiedslosigkeit von Nähe und Ferne. Da ist, auf die Reichweite von Familienvorstellungen zusammengezogen, eine kleine heile Welt, die es zu verteidigen gilt gegen den Ansturm von Zerstörung. Und zwar so handgreiflich, als ließen sich diese Feinde alle einzeln erschlagen.

Wieder denke ich mir den „Befund“ zuende. All diese Wut, in Gedichtform und Kinderweltbild festgeklemmt, in denen die Verbindung zwischen Eissele und Dreck, zwischen Abstraktestem und Konkretem, die aller kürzeste ist und keine Sache von Stilbruch, – diese Wut könnte ja auch das Potential eines leibhaftigen Widerstandes sein.

11. Kapitel

„Der Spruch lautet: ihr kennt ihn sicher,



Zeichnungen: Grandville

er ist ganz nett: „Ich sitze hier und
schneide Speck, und wer mich lieb hat,
holt mich weg“. Ich muß gar oft an ihn
denken, wollte, jemand würde mich so
beschenken, während ich stattdessen vor
Ungeduld oh je, mich fast krümme vor
Magenweh.“

„ich möchte ja gern einfach gehen
aber ich hab angst
angst vorm später
weil ich dieses planende
sicherheitsdenken in mir hocken hab
und angst vor meiner schwachheit
daß ich vor schwierigkeiten verzweifeln
und diese bequemlichkeit
die mich mit bett fressen
alles-was-man-so-braucht lockt
mir fehlt (noch!?) mut
mut soll sich anstelle der angst
in mir breit machen
vielleicht mut durch 'ne therapie
oder einfach durch zeit.“

Zupacken könnte diese Wut zum Beispiel, wenn man all diese Gedichtkrücken für sich nicht mehr benötigt, um die Selbstannäherung überhaupt auszuhalten; nicht mehr den Glanz der hehren Wörter als Code für das eigene Alltagsleben; nicht die Flucht in die scheinbar nur zugelassenen Gefühle mit ihren siamesisch angewachsenen Metaphern; nicht den Reim, diesen komischen Garant öffentlichen Aussprechens privatheimlicher Wünsche.

Dann, wenn Sätze die Vermummung in „Poesie“ nicht mehr nötig haben; wenn Gedanken der Prosaform standhalten, dem Ernst, mit dem ein Wort, geradeaus hintereinander, dem andern folgt.

Christel Dormagen